

Da muss viel Sex rein

Treat Me Like A Dog spielten im Club Voltaire.

29.12.2017 | Thomas Ziegner

Es wimmelt nur so von eindeutigen Angeboten, die virile Männer vitalen Frauen machen, und wenn diese ablehnen, kriegen jene den Blues. Arg vereinfacht, zugegeben, aber in vorsichtig geschätzt achtzig Prozent der Songs mit zumeist 12-taktigem Grundgerüst geht's um die irdische, die fleischlich sich verwirklichen sollende Liebe. Der Name, den sich die Band gegeben hat, ist vielsagend: Treat Me Like A Dog – Behandle mich wie einen Hund.

Am Mittwochabend ließen die vier Musiker Wolf Abromeit (E-Bass), Harry Bechtle (Gitarre, Gesang), Benny Stolz (Schlagzeug) und Jochen Warth (Mundharmonika) hören, wie abwechslungs- und finessenreich die simplen Blues-Schemata zu gestalten sind. Gitarrist Bechtle illustrierte bluesigen Liebesfrust gelegentlich mit fast wimmernden Tönen im Diskant, gefolgt von grollendem Parlando im Bass. Jochen Warth an der Blues Harp streute manches Mal ein schier schluchzendes Tremolo ein.

Gutgelaunt, kreolisch angehaucht mit Louisiana Charme der Song vom legendären Little Walter (er soll, so stehts in Wikipedia, für die Blues-Harmonika so wichtig gewesen sein wie BB King für die Gitarre) „Mellow Down Easy“ (unübersetzbar; etwa leg dich sanft sinnlich saftig nieder). So musizierten sie auch, beginnend mit Unisono-Linien von Harmonika und Gitarre; der E-Bass hatte drei Choruse für hörenswerte Variationen, der fabelhafte Schlagzeuger vier.

Rund sechzig Hörer im Club Voltaire animierte Bechtle einmal sogar zum Mitsingen, bei „It's alright Mama“ (Schon klar, Mama), dem Song von Arthur Crudup, dem Elvis Presley einen seiner ersten Hits verdankt. An der Stelle „anyway you do“ sollte das Publikum das „do“ langgezogen singen und mit einem herzhaften Glissando versehen. „Da muss ne menge Sex rein“, befand Abromeit. Es klappte. Viel Beifall für die tüchtigen Soli und die Band insgesamt, die sich bisher auf Songs aus den 40er und 50er Jahren beschränkte. Dass mehr zu erwarten sein dürfte, ließ Bechtle anklingen, als er einmal einen Verzerrer zuschaltete. Nicht um stilwidrig mit Hendrix-Sounds aufzutrumpfen, sondern um eine Ausdrucksvariante sonoren Schmerzes hinzuzufügen.